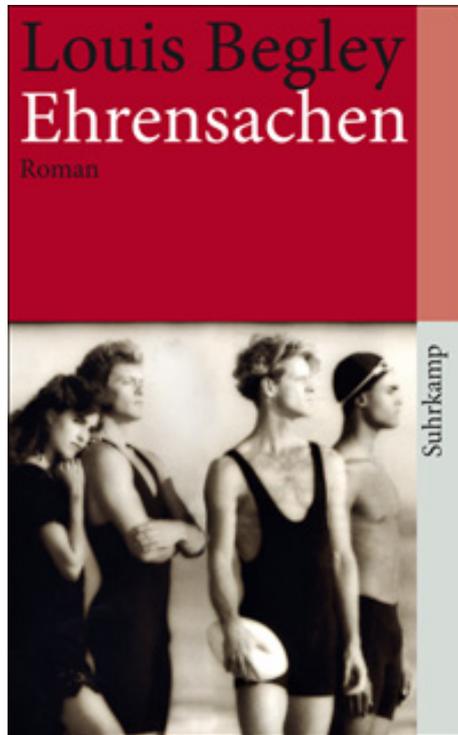


Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Begley, Louis  
**Ehrensachen**

Roman

Aus dem Amerikanischen von Christa Krüger

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 3998  
978-3-518-45998-0

suhrkamp taschenbuch 3998

Harvard, Anfang der fünfziger Jahre: Wo die Sprößlinge der Ostküstenelite ihre soziale Stellung einüben, zählen vor allem Stil, Prestige und die Einladungslisten der wichtigen Partys. Herkunft ist alles, doch Henry, ein rothaariger und obendrein schlechtangezogener Schlaks aus jüdischer Familie, hat nur Talent vorzuweisen, anders als seine Zimmergenossen Sam und Archie, die aus reichen Elternhäusern stammen. Der Außenseiter will seine Herkunft abschütteln und sich Zutritt zur mondänen Jeunesse dorée verschaffen, doch der Preis des amerikanischen Traumes ist hoch – und die Frau, die er liebt, scheint unerreichbar zu bleiben. Neben *Lügen in Zeiten des Krieges* ist *Ehrensachen* das persönlichste Buch, das Louis Begley geschrieben hat. Bis in die Gegenwart hinein folgt er dem Schicksal seiner Protagonisten und erzählt eine Geschichte von Selbsterfindung, Liebe und großer Freundschaft.

Louis Begley, 1933 in Polen geboren, studierte Literaturwissenschaft und Jura in Harvard und arbeitete von 1959 bis 2004 als Anwalt in New York. Als Schriftsteller wurde er mit seinem ersten Roman *Lügen in Zeiten des Krieges* auf Anhieb international bekannt. Louis Begley lebt in New York.

Louis Begley  
Ehrensachen

*Roman*

Aus dem Amerikanischen von  
Christa Krüger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel  
*Matters of Honor*  
bei Alfred A. Knopf (Random House), New York.

© 2007 Louis Begley

Umschlagfoto:  
Jamie Hankin, Beach Quartet, 1989

suhrkamp taschenbuch 3998

Erste Auflage 2008

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45998-0

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

# Ehrensachen

*In memoriam F. B. und D. B.*

*Les morts, les pauvres morts ont  
de grandes douleurs ...*

Baudelaire, Les fleurs du mal



## I

Dies ist meine erste Erinnerung an Henry: Ich stehe an der Tür zu einem der drei Schlafzimmer in der Erdgeschoßwohnung des Harvard-College-Studentenheims, meiner neuen Unterkunft. Ein langer, schlanker, rothaariger Junge, den ich nur von hinten sehe, lehnt sich aus dem geöffneten Fenster und winkt jemandem zu. Er hat meine Schritte gehört, dreht den Kopf und sagt, komm, schau dir das an. Das Mädchen, diese Schöne, wirft mir Kußhände zu. Ich habe sie noch nie gesehen. Sie muß verrückt sein.

Ich ging zum Fenster. Und richtig, kaum drei Meter weiter stand ein Mädchen auf dem Rasen, winkte und warf Kußhände in Richtung unseres Fensters. Zwischendurch verzog sie den breit und rot geschminkten Mund und lachte übers ganze Gesicht. Sie trug ein helles Tweedkostüm, dunkelgrüne Strümpfe und ein Tirolerhütchen mit einer kleinen Fasanenfeder. Ein paar Schritte entfernt von ihr sah ich eine Dame in mittleren Jahren mit dunklerem Tweedkostüm und einem breitrempigen braunen Hut. Irgend etwas an ihrem Aussehen – der Hut? der Hauch von Hochmut und Vornehmheit, der sie umgab? – ließ mich an Ingrid Bergman in *Casablanca* vor der abflugbereiten Maschine nach Lissabon denken. Auch wegen der Kleidung der beiden nahm ich an, die Dame müsse die Mutter des Mädchens sein.

Mehrere Studenten blieben auf dem Gehweg stehen, der diagonal zur entfernten Ecke der Widener-Bibliothek führte, und gafften. Weder der Zirkus, den ihre Tochter aufführte, noch das Publikum, das sie damit anzog, schienen die Mutter zu stören. Aber nach ein paar Minuten sagte sie doch etwas, so leise, daß wir es nicht hören konnten. Das Mädchen

schickte noch eine Kußhand und warf die Arme in gespielter Verzweiflung hoch. Dann schlenderten sie weiter.

Ich bin verliebt, rief der rothaarige Junge. Ich möchte mich ihr zu Füßen werfen.

Tu's doch, erwiderte ich, nur halb im Scherz. Es ist noch nicht zu spät. Wenn du jetzt sofort aus dem Fenster springst, kannst du sie einholen, du mußt nicht mal rennen.

O nein, jammerte er, das kann ich nicht. Warum muß das heute passieren, ich bin doch gar nicht vorbereitet.

Keine Spur von Ironie schwang in seiner Stimme mit. Ich hätte das Thema nicht weiter verfolgen sollen. Statt dessen erklärte ich ihm, eine förmliche Liebeserklärung würde vielleicht verfrüht erscheinen, aber das Mädchen auf eine Tasse Kaffee am Square einzuladen, könne nicht schaden.

Er schüttelte unglücklich den Kopf. Das wage ich nicht, sagte er. Siehst du nicht, wie fabelhaft sie ist? Penthesilea in Tweed! Nur der Sohn des Peleus kann sie zähmen, sonst keiner. Ich bin nicht mal ihres Hohns würdig.

Sein Gesicht war eine Maske der Mutlosigkeit.

Vielleicht habe ich die Achseln gezuckt. Diese Geste oder mein Gesichtsausdruck müssen ihm klargemacht haben, daß ich ihn für übergeschnappt hielt. Er zwang sich zu einem unbestimmten Lächeln und sagte, du mußt einer von meinen Mitbewohnern sein. Ich bin Henry White ... aus New York.

Ich hatte schon mit New Yorkern zu tun gehabt, vor allem in der Schule, obwohl auch eine ganze Reihe von New Yorker Familien Sommerhäuser in den Berkshires hatten, in und um Lenox, wo meine Eltern und ich wohnten, oder in den Nachbarorten Stockbridge, Great Barrington und Tyringham. Aber keiner von ihnen klang wie dieser Kerl. Er sprach nichts falsch aus. Auffallend war etwas anderes: Wenn er sich nicht gerade aufregte, wie bei seiner Peleus-Geschichte, redete er ungewöhnlich langsam, sehr deut-

lich und an den Worträndern schwerfällig, so als ob er einen trockenen Mund hätte. Ich überlegte, ob er vielleicht Ausländer sei, aber falls er einen Akzent hatte, konnte ich ihn nicht identifizieren. Wie Ausländer sprechen, wußte ich damals nur aus dem Kino und durch die französische Familie in der kleinen Stadt nördlich von Paris, bei der ich gerade den Sommer über gewesen war. Daß Henry White aus New York keinen französischen Akzent hatte, war ganz klar.

Ja, ich sei sein Mitbewohner, Sam Standish, sagte ich und betrachtete Henry genauer. Seine Kleidung war ein Fehlgriff; sie schien nagelneu zu sein, und Jacke und Hose hatten eine merkwürdige Farbe. Davon abgesehen sah er gut aus.

Ist Sam die Kurzform von Samuel? fragte er mich ernsthaft. Als ich bestätigte, daß es sich so verhalte, nickte er.

Da ich noch nicht zu Mittag gegessen hatte, fragte ich ihn, ob er mit mir am Square ein Sandwich essen würde. Er sagte, er sei schon in der Mensa gewesen. Ich ging allein.

Die Kurse sollten erst ein paar Tage später beginnen, aber die Wohnheime waren geöffnet, und es gab Informationsveranstaltungen für Erstsemester. Ich hatte meiner Mutter versichert, ich könne samt Kabinenkoffer mit dem Bus nach Cambridge fahren; sie brauche mich nicht hinzubringen. Zu meiner Überraschung hatte sie jedoch darauf bestanden. Da sie aber am Abend mit meinem Vater zum Essen ausgehen würde, wollte sie nicht mit mir zu Mittag essen. Statt dessen drückte sie mir ein paar Scheine in die Hand, ungefähr so viel, wie das Mittagessen zu zweit sie nach ihrer Schätzung gekostet hätte, und fuhr dann ab, sobald ich mein Gepäck aus dem Kofferraum geholt hatte. Ich schaffte alles ins Wohnzimmer des Apartments, für das ich eingeteilt war, und merkte, daß ich nicht der erste Ankömmling war. Irgend jemand hatte sein Gepäck schon mitten ins Zimmer gestellt. Als ich dann den Kopf in eines der Schlafzimmer steckte, sah ich Henry.

Nach einem Sandwich mit Thunfischsalat bei Hayes-Bickford ging ich wieder ins Studentenheim. Vielleicht hatte Henry am Fenster nach mir Ausschau gehalten. Jedenfalls machte er mir die Wohnungstür auf, bevor ich den Schlüssel im Schlüsselloch umdrehen konnte, und sagte, er sei froh, daß ich so bald zurückgekommen sei. Er habe eine praktische Frage: ob es mir egal sei, welches Schlafzimmer er nehme? Die letzte Nacht habe er dort geschlafen, wo ich ihn gefunden hätte, aber damit habe er keine Vorentscheidung treffen wollen, und er sei bereit umzuziehen. Er bat mich, mit ihm in das Schlafzimmer zu kommen, das er sich wünschte, und zeigte nach rechts, in Richtung eines dunklen Backsteingebäudes mit Hörsälen, das aussah wie ein Wal.

Das ist Sever, sagte er, ein H.-H.-Richardson-Entwurf, und hier, genau vor uns, ist die Memorial Church.

Ich sagte, er könne das Zimmer behalten. Die drei Räume waren alle gleich groß, und an der Aussicht lag mir nichts. Damals wußte ich nicht, daß der Sever-Bau ein Meisterwerk amerikanischer Architektur des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts ist, aber selbst wenn ich es gewußt hätte, wäre meine Reaktion nicht anders gewesen. Ich rechnete nicht damit, viel Zeit am Fenster zu verbringen. Henry freute sich und setzte sich auf meinen Schreibtischstuhl, während ich auspackte. Als ich fertig war, half er mir beim Bettenmachen.

Ich fand, nun sei das Eis gebrochen, und deshalb fragte ich, warum er nicht wenigstens mit ihr gesprochen habe. Schließlich habe sie ganz offensichtlich versucht, mit ihm anzubändeln. Henry schüttelte den Kopf und sagte, das sei ganz ausgeschlossen. Der Zeitpunkt sei fatal verkehrt. Zwar hätte er ihr folgen können, um wenigstens herauszufinden, ob sie zum Radcliffe ging und in welchem Studentenheim sie wohnte, aber er habe doch diese auffallenden

roten Haare. Man würde ihn sofort erkennen. Hätten das Mädchen oder die Mutter sich umgedreht und ihn gesehen, hätten sie gleich gewußt, daß er derjenige war, und dann mußten sie denken, er sei ein Spinner, der keinen Spaß verstehe. Das hätte alles verdorben. Er müsse noch warten.

Du *bist* ein Spinner, sagte ich. Es kann überhaupt nichts schaden, wenn Mutter und Tochter wissen, daß du dem Mädchen, das sich die Mühe gemacht hat, dir Küsse zuzuworfen, die Hand geben möchtest.

Wieder schüttelte er den Kopf. Der falsche Zeitpunkt, sagte er, das habe ich doch gesagt. Die Sterne stehen nicht günstig. Ich muß noch warten.

Es ging mich nichts an, und ich hätte wohl nicht bei einem Thema bleiben sollen, das ihm unbehaglich war. Aber da mir blühte, ein Jahr lang mit Henry zusammenzuwohnen, hielt ich es für mein gutes Recht, zu prüfen, ob er ein aufgeblasener Trottel oder wirklich nicht ganz richtig im Kopf war.

Lange beschäftigte mich diese Frage nicht. Schon nach wenigen Wochen hatte Henry entschieden, daß wir enge Freunde waren – zu diesem Schluß war ich noch nicht gekommen –, und weihte mich dermaßen schonungslos offen und ausführlich in seine Gefühle ein, daß ich mir manchmal wünschte, ich hätte es ihm – wodurch auch immer – nicht ganz so leicht gemacht. Unaufgefordert sprach er wieder von dem Mädchen und seinem eigenen, wie er zugab, sonderbaren Benehmen. Nicht Schüchternheit habe ihn gebremst, sondern die Überzeugung, daß er sich erst zu einem passenden Kandidaten machen müsse oder zwangsläufig abgewiesen werde – nicht nur von diesem Mädchen und dessen Mutter, sondern von jedem Mädchen, das er attraktiv fand.

Und nicht nur die Mädchen, sagte er, sondern alle hier würden mich abweisen! Erinnerst du dich an den Mann,

den Raymond Massey in *Arsen und Spitzenhäubchen* gespielt hat, den Mann, den Dr. Einstein – also Peter Lorre – am Gesicht operiert und durch einen Kunstfehler zum Monster gemacht hat? Raymond Massey, das bin ich. Mit mir ist auch ein Kunstfehler passiert. Darum sage ich immerfort: Dr. Einstein, wir müssen noch mal operieren.

Ich sagte, dies sei wieder ein Beweis, daß er spinne.

Er schüttelte den Kopf und sagte, seine Beobachtungen bei zwei Mahlzeiten, als er am Mittag und am Abend allein in der Mensa gegessen habe, vor der Szene am Fenster und vor unserer ersten Begegnung, hätten seinen Verdacht bestätigt: Er sei hoffnungslos fehl am Platz in der Welt, in der Leute wie das Mädchen oder auch ich zu Hause seien. Er habe genau studiert, wie die überall herumschwirrenden Erstsemester aussahen und auftraten, und er habe gemerkt, daß kein einziger war wie er. Jedenfalls war kein einziger so angezogen wie er. Oder anders gesagt, keinen einzigen, der annähernd so aussah oder so scheußliche Kleider hatte wie er, hätte er gern kennengelernt.

Während er diese Beobachtungen von sich gab, lachte er, bis ihm die Tränen kamen. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte, also sagte ich, sein Überblick über die Erstsemester sei vielleicht nicht wissenschaftlich. Das könne schon sein, sagte Henry. Aber wie ich bald merken sollte, entging ihm wenig, und in der Regel erinnerte er sich an alles. Für diesmal ließ er meinen Einwand gelten und schwächte seine Behauptung ab: Seine Beobachtung in der Mensa habe nur bestätigt, was ihm schon zu Hause vor dem Aufbruch nach Cambridge klargeworden sei, als seine Mutter ihm die Klamotten eingepackt habe, die er mitnehmen sollte. Die kannte ich inzwischen auch: Da war ein himmelblauer Anzug, den er zur Abschlußfeier der Highschool getragen hatte, eine hellbraune Flanelljacke und zwei Paar braune Hosen. Seine Mutter hatte jedes Teil ausgesucht, und jedes

Teil war zu groß, weil auf Zuwachs berechnet; sie wollte offenbar nicht einsehen, daß er seine endgültige Größe erreicht hatte. Er hätte seine Kleidung sehr gern in Cambridge oder Boston selbst gekauft, nachdem er gesehen hatte, was die anderen trugen, aber auf diesen Wunsch hatte sie sich nicht eingelassen: Er sei zu leichtsinnig und extravagant und wisse Qualität nicht zu schätzen.

Außerdem, sagte er, findet sie, schließlich sei es das Geld meines Vaters, und ihr stehe das Vergnügen zu, dieses Geld auszugeben. Und so hat sie es geschafft, daß ich aussehe wie ein minderjähriger Buchhalter.

Inzwischen hatte ich mich an Henrys Kleidung gewöhnt, aber wenn ich an unsere erste Begegnung und meinen ersten Eindruck von ihm zurückdachte, konnte ich nicht leugnen, daß er gute Gründe hatte, warum er dem Mädchen nicht in diesem Aufzug unter die Augen treten wollte. Nicht, wenn es ihm darauf ankam, einen möglichst guten Eindruck zu machen. Aber zurück zu dem Nachmittag: Wir bauten mein Bett und sahen uns dann im Wohnzimmer das Gepäck unseres fehlenden Mitbewohners an. Es bestand aus einem Überseekoffer und einem großen schweinsledernen Kleidersack, beide so abgewetzt, daß sie wohl auch ohne die Aufkleber mit den Namen »Normandie«, »Queen Mary« und verschiedener berühmter Hotels Beweisstücke für exotische Reisen gewesen wären. Wie ich auf dem am Koffergriff befestigten Namensschild las, hieß der Eigentümer Archibald P. Palmer III. Unter dem Namen stand eine A.P.O.-Adresse. Mein Vater war während des Krieges beim Militär gewesen, und die Abkürzung A.P.O. für Feldpost war mir vertraut. Ich erklärte Henry, daß wir einen Army-Sprößling zum Mitbewohner haben würden. Aber nicht die Feldpost machte Henry neugierig. Er wollte wissen, ob wir aus der römischen Zahl schließen sollten, daß unser Zimmergenosse zur High-Society gehörte. Er hielt es für

möglich, aufgrund der Verlobungs- und Heiratsanzeigen, die er in der *New York Times* gelesen hatte. Zum Beispiel sei es nicht ungewöhnlich, sagte er, dort angezeigt zu finden, daß Mr. Ebenezer Witherspoon III., der ältere Sohn des Ebenezer Witherspoon II., ein Americana-Sammler und Yachtsegler mit Wohnsitzen in Cold Spring, Long Island, Manhattan und Palm Beach, Florida, Urenkel des Ebenezer Witherspoon, eines Geschäftspartners von Commodore Vanderbilt, die Tochter von Mr. und Mrs. Sperry Rand IV., mit Wohnsitzen in Oyster Bay, Long Island und ebenfalls Manhattan, heiraten werde.

Wohl wahr, sagte ich, aber da römische Ziffern auch in weniger herausgehobenen Klassen nicht ganz unbekannt seien, sollten wir mit dem Urteil warten, bis wir Mr. Palmer kennengelernt hätten.

Wir gingen zum Abendessen in die Mensa und sahen danach im University Theater einen albernen Film, den ich vollkommen vergessen habe. Als wir zum Studentenheim zurückkamen, schallte uns der Lärm einer lauten Party über den Flur entgegen. Durch eine offene Tür brüllte jemand, wir sollten auf einen Drink reinkommen. Weil ich Henry beim Essen ausgefragt hatte und nun wußte, daß er sein Abschlußexamen in einer staatlichen Highschool in Brooklyn gemacht hatte, nahm ich an, daß er keine Lust hatte, sich in ein Zimmer voller Kraftmeier aus feinen Internaten zu stürzen. Aber er schien gern bereit, sie kennenzulernen, und wir gingen hinein. Ich trank ein Bier, und dann vertrieb mich der Krach. Im Weggehen sah ich mich nach Henry um. Er hatte einen Drink in der Hand und sah aus, als fühle er sich wohl.

Am nächsten Nachmittag kam unser dritter Mitbewohner an. Ich war dabei, als er Henry den Ursprung der römischen Drei erklärte, nicht ohne deutlich zu machen, daß es wichtig sei, solche Dinge richtig zu verstehen. Er habe

denselben Vornamen und einen Mittelnamen mit demselben Anfangsbuchstaben wie sein Vater und dessen Vater. Darum sei er selbst der dritte; wäre er aber nur nach seinem Vater genannt, ohne einen Großvater oder Urgroßvater mit dem Namen Archibald P. zu haben, dann würde er Archibald P. Palmer Jr. heißen, wie sein Vater, der Oberst; hieße er aber wie sein Großvater, ohne einen Vater namens Archibald P. zu haben, dann wäre er Archibald P. Palmer II. Sein eigener erstgeborener Sohn werde die Zahl IV im Namen führen, das habe er schon beschlossen, und von der Familie Quartus genannt werden. Ich hatte das Gefühl, Archie (so wollte er von uns genannt werden) merkte wohl, daß Henry mehr erwartete als Ausführungen zur gesellschaftlichen Etikette nach Art von Emily Post oder Erika von Pappritz, sich aber vorläufig bedeckt halten wollte.

Die nächste Entwicklung führte jedoch dazu, daß Henrys erster Eindruck von der herausgehobenen gesellschaftlichen Stellung Archies sich bestätigen mußte. Archie war dabei, den Inhalt seines Überseekoffers sehr methodisch auf die Kommodenschubladen zu verteilen, blickte dann hoch, streckte sich und fragte, ob es nicht allmählich Zeit für einen Scotch sei. Wir stimmten zu. Er kramte noch etwas in seinem Koffer, holte einige säuberlich zusammengelegte Pullover heraus und brachte ein Lederkästchen mit silbernen Bechern und einem Martini-Shaker zum Vorschein. Der Whiskey befand sich in einer silbernen Taschenflasche, die er aus einer Jackentasche zog. Alle diese Gegenstände, Leder wie Silber, trugen die Buchstaben APP III. Wollt ihr euern Whiskey pur oder mit einem Spritzer Wasser, Leute? fragte er. Ich sagte, ich hätte gern Wasser, worauf er mir den Shaker in die Hand drückte und vorschlug, ich solle welches holen. Als ich mit Wasser aus dem Gemeinschaftsbadezimmer am Ende des Flurs wiederkam, schenkte Archie den Whiskey ein und gab uns die Becher. Wir

tranken, während er weiter auspackte. Erstaunliche Sachen kamen zum Vorschein, darunter ein Paar weiche, kniehohe Lederstiefel, die seinem Vater gehört hatten, wie er erklärte, und im Dschungel von entscheidender Bedeutung seien, da sie Knöchel und Waden vor Moskitos schützten; dann ein schwarzer Seidenkimono mit einem auf dem Rücken aufgestickten feuerspeienden Drachen. Auch der habe seinem Vater gehört, der ihn in Hongkong gekauft habe und zu Hause gelegentlich statt Smokingjacke trage.

Mit einem Blick auf seine alltäglicheren Kleidungsstücke sagte er: Ich weiß ja nicht, ob ihr die Klamotten gut findet, die ihr mitgebracht habt, meine sind jedenfalls nicht das Richtige. Mutter hat sie in Panama City billig machen lassen. Feine Wolle und so, aber schlecht geschnitten. Der Schneider ist beschissen.

Henry hatte wie gedankenverloren an seinem Whiskey genippt, aber als er das hörte, brauste er auf.

Scheußlich finde ich mein Zeug, jedes Stück, das ich besitze, schrie er, alles einfach scheußlich.

Henry bemerkte sofort, daß Archie und ich zusammenschranken. Er entschuldigte sich. Es sei das erste Mal, daß er harten Alkohol probiert habe. Er sei ihm zu Kopf gestiegen.

Macht doch nichts, sagte Archie. Er schenkte uns nach und ließ sich dann weiter über den Geiz seiner Mutter aus. Die Sachen, die er seine Don-Ramón-Ausstattung nannte und so schnell wie möglich loswerden wollte, hatte sie bei einem Schneider in Panama City bestellt, weil die Stadt in erreichbarer Nähe des Stützpunkts in der Kanalzone lag, wo sein Vater zur Zeit stationiert war. Archie bezeichnete seine Mutter als Mater. Seinen Vater nannte er Pater. Er hatte zwei Jahre in einem Internat in Schottland zugebracht, gleich nach dem Krieg, als sein Vater zu einem Stabshauptquartier in Deutschland abkommandiert war. Das Inter-

nat sei seine einzige Verbindung zu den Britischen Inseln, sagte Archie, abgesehen von den fernen Vorfahren seines Vaters. Der Vater stamme aus Texas, sei dort geboren und aufgewachsen, bis er nach Point West kam. Die Mutter sei Halb-Mexikanerin, Tochter eines amerikanischen Petroleum-Ingenieurs, der sein Glück südlich der Grenze gemacht hatte, und einer Einheimischen. In Maters Familie gibt es einen Tropfen Aztekenblut, ließ er uns wissen, aber nicht soviel, daß man es merken könnte. Ihre Eltern hatten sie aufs College in San Antonio geschickt, und dort hatte ein frisch gebackener Leutnant Palmer auf Weihnachtsurlaub sie kennengelernt und umworben.

Als Archie sich endlich mit der Ordnung in seinem Schrank und den Schubladen zufriedengab, war es Zeit zum Abendessen. Auf dem Weg in die Mensa stellte er Henry eine ganze Reihe Fragen zu Dingen, die mich selbst interessierten.

Übrigens, wo kommst du eigentlich her? sagte er.

Polen.

Oh, und wo in Polen?

Krakau.

Großartiges Land, Polen, bemerkte Archie, und wann bist du hierher gezogen, gerade noch vor dem Krieg?

Nein, siebenundvierzig.

Wirklich, und wo warst du während des Krieges?

In Polen.

Deine Eltern auch?

Ja.

Er hatte diese einsilbigen Antworten ganz freundlich, mit ruhiger Stimme gegeben. Trotzdem hatte Archie offenbar beschlossen, daß die Befragung nun weit genug gegangen sei. Er klopfte Henry auf die Schulter und sagte, eines Tages würde er gern die ganze Geschichte seiner Kriegserfahrungen hören. Dann waren wir in der Mensa angekommen,

Henry und ich kannten uns schon aus, holten Besteck, verstaute es in den Brusttaschen unserer Jacken und stellten uns in die Warteschlange für das Hauptgericht.